

Winfried Thamm



*Nach dem
Dessert*

verfilmt als:

Venedig nur mit dir

Regie: Philipp Peißen | Produzentin: Bernadette Siebers

(Foto: Filmszene)

erschienen im:

BEST OF Wort-Café 2011

Bochum · Dortmund · Essen

Hrsg. Heike Wulf

1. Auflage Juni 2012

©2012 OCM GmbH, Dortmund

Gestaltung, Satz und Herstellung:

OCM GmbH, Dortmund

Bildquelle zur Covergestaltung: fotolia

Verlag:

OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-verlag.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-942672-10-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Nach dem Dessert

Winfried Thamm

Es ging um ihn. Er war gestern fünfzig Jahre alt geworden. Jetzt wurde gefeiert. Es ging nicht anders. Herrmann Bomberg, Staatsanwalt, stand ungerne im Mittelpunkt. Vor Gericht ja, aber nicht für Lobesreden.

„Ein Geburtstag ist weder Verdienst noch Leistung“, dachte er.

Etwa vierzig elegant gekleidete Menschen bildeten einen Halbkreis um den Redner. Herrmann stand am rechten Rand und ließ die Ode seines Ältesten über sich ergehen. Nicht ohne Stolz und einem Anflug von Peinlichkeit. Der Salon seiner Villa war festlich hergerichtet. Alle waren bewaffnet mit Sektflöten und Feierlächeln. So viele schöne Menschen.

Ihm gegenüber sah er sie. Grazil und geschmeidig zugleich, die Schönste von allen. Immer wieder flog sein Blick zu ihr hinüber. Er konnte es nicht lassen. Sie lächelte leise.

„... und ich bin stolz darauf in deine Fußstapfen getreten zu sein. Nein, du hast mich nicht gezwungen, nicht genötigt gar, nur geführt in meinen wilden, hormongeschüttelten Zeiten als Gymnasiast, weder mit harter Hand noch mit Handschellen ... (vereinzeltes amüsiertes Kichern), sondern mit Verständnis und Beharrlichkeit hast du mich an meine Pflicht erinnert, ein nicht nur gutes, sondern das beste Abitur zu schaffen und mich auf mein Studium der Jurisprudenz zu konzentrieren.“

„Ja, dich habe ich immer im Griff gehabt, *Lutz*. Nur ein folgsamer Sohn ist ein guter Sohn. Wenn du auch weiterhin auf mich hörst, wird es dir gut gehen. Fleißig bist du ja, aber dir fehlt die Fantasie. Rebecca ist da ganz anders“, dachte er.

„Wie oft habe ich mir bei dir Rat geholt in schwierigen Fragen und wie oft hast du mich motiviert, nicht auf-, son-

dern alles zu geben. Getreu deinem Motto: Nicht das Vergnügen sei des Menschen Pflicht, sondern die Pflicht sei des Menschen Vergnügen.“

Herrmann musste grinsen: „Wunderschön formuliert. Reden kannst du. Das muss ich dir lassen.“

„Dadurch habe ich zwar eine Reihe von Besäufnissen mit meinen Kommilitonen verpasst, ... (wieder leichte Heiterkeit in der Runde) ... aber wenn das meinem Ruf geschadet hat, dann nur bei den Zechern unter meinen Weggefährten. So konnte ich mit deiner moralischen und gleichwohl fachkompetenten Unterstützung schon in diesem Frühjahr mein erstes Staatsexamen summa cum laude feiern.“

„Diese Selbstlobhudelei! *Lutz*, du bist so peinlich!“ Rebecca lächelte nicht mehr. Sie stieg ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

Herrmanns Blicke waren wieder bei ihr. Was hatte sie nur verärgert? Er lächelte sie an, schlug die Augen nach oben und hob leicht die Schultern. Da zeigte sie Grübchen und blitzte keck herüber. Sie verstanden sich wortlos.

Ein langes, silbernes Kleid mit einem hohen seitlichen Schnitz floss um ihre schlanke Gestalt. Das dunkle Haar war hochgesteckt, die Lippen signalrot.

Rebecca, seine kleine Prinzessin, achtzehn Jahre jung, seit gestern, am gleichen Tag geboren wie er. Das Collier hatte sie von ihm bekommen. *Lutz* Bemerkung, so etwas schenke man doch eher seiner Frau und nicht der Tochter, hatte ihn getroffen.

„Und dieses Fest war, wie du weißt, im wahrsten Sinne des Wortes nicht von schlechten Eltern. Doch obwohl du in deiner so eigenen Bescheidenheit deinen runden Geburtstag lieber im Schoße deiner Familie feiern wolltest, hat Mamá die Organisation in ihre preußischen Hände genommen und diese „Festkutsche“ zu einem gesellschaftlichen Ereignis gelenkt, bei dem die Garde deiner beruflichen Weggefährten nicht fehlen durfte.“

„Wie schön du bist“. Seine Gedanken schweiften ab in die Zeit, als sie noch klein war. Das war die Phase, in der er an seiner Karriere arbeitete und selten zu Hause war. Doch wenn, dann spielte und tollte er mit ihr herum. Wenn er mit ihr Karussell spielte, juchzte sie vor Glück. Das war auch sein Glück. Er hatte sie schon immer gerne in den Armen gehalten, angefasst und sie war bei jeder Gelegenheit auf seinen Schoß geklettert. Das hatte sich auch in der Pubertät kaum geändert. Mit Bewunderung und heimlichem Schmerz hatte er das Knospen ihrer Brüste wahrgenommen, das Runden ihrer Hüften. Doch sie waren sich immer noch sehr nah gewesen, auch heute noch.

Auch heute noch? Kleine Schweißperlen einer unbestimmten Angst krochen leise auf seine Stirn.

„Und wir, die Familie, sind froh darum, dass sie alle gekommen sind, deine langjährigen Kolleginnen und Kollegen, die Mitstreiter für Recht und Ordnung und gegen das Verbrechen. Sie hätten sonst auch kein privates Wort mehr an dich gerichtet, im Gericht.“

Das fröhliche Lachen der Gäste auf die gelungene Pointe nahm Herrmann nicht mehr wahr. Er hatte immer häufiger ihre unschuldige Nähe gesucht. Sie hatte nie Angst vor ihm empfunden, warum auch? Doch er hatte Angst vor sich selbst, denn er wusste um die Erregung, die sie auslöste. Manchmal war er nachts in ihr Schlafzimmer gegangen, nur um sie anzusehen, gelegentlich ihr Haar zu berühren, um dann schnell wieder hinauszuschleichen, gepeinigt von schlechtem Gewissen und noch schlechteren Wunschträumen. Völlig verstört hatte er dann nach solchen Besuchen stundenlang in seinem Arbeitszimmer gesessen und sich selbst nicht mehr verstanden, nicht mehr vertraut.

„Meine bescheidene Ode an dich, Papá, soll auch bald ein Ende finden, aber nicht ohne dein besonderes Engagement zu erwähnen, dass du in deiner Karriere als Staatsanwalt in deiner dir eigenen Beharrlichkeit gezeit hast. Besonders

am Herzen lagen dir, neben all den Opfern der Verbrechen aus Habgier und Gemeinheit, die Frauen und Kinder, die gedemütigt, misshandelt und vergewaltigt wurden von perversen Psychopathen und brutalen Kinderschändern. All die Menschen, denke ich, sind dir, bei all ihrem Leid, zu ewigem Dank verpflichtet für deinen konsequenten Einsatz.“(Applaus)

Herrmanns Erinnerungen brachen sich Bahn, unaufhaltsam: Eines Abends, etwa vor einem Jahr, war sie spät zu ihm ins Wohnzimmer gekommen und hatte sich neben ihm auf die Couch gesetzt.

„Paps, wir müssen mal reden“, hatte sie begonnen und ihm fest in die Augen gesehen. Die gleiche Panik, die er auch jetzt spürte, hatte seinen Brustkasten umschlossen.

„Du, wir sind doch nicht nur Paps und Rebecca, wir sind doch auch ... gute Freunde.“

„Na sicher, mein Schatz.“ Die Spannung löste sich aus seinen Muskeln.

„Hör mal, du weißt doch, dass ich einen Freund habe, den Jonas.“

„Das ist dein Freund? Ich dachte, es sei nur ein, na ja, netter Mitschüler.“

Er hatte seine Kränkung nicht verbergen können.

„Nein, wir gehen schon ein halbes Jahr miteinander. Guck nicht so traurig. Ja, und ... gestern ist es passiert. Wir haben miteinander geschlafen. Und jetzt bin ich ganz durcheinander, ich kann gar nicht mehr denken, so richtig, ich bin so glücklich, das war so ... wie ins All fliegen und einmal um den Mond. Ich glaube, ich liebe ihn, kann ich denn mit siebzehn schon lieben? Was ist das eigentlich: Liebe? Ist das die Liebe?“, kam es aus ihr herausgesprudelt.

„Was?“ Mehr hatte er nicht sagen können. Der Schmerz hatte ihm den Atem genommen und gleichzeitig die Ahnung einer Erlösung geschenkt.

Er hatte sie angestarrt, ohne zu wissen wie lang.

„Paps, ist das denn so schlimm?“ Der Zauber ihres Lächelns hatte ihn ganz eingenommen.

„Nein, Schatz, komm mal her!“ Und sie war ihm um den Hals gefallen, er hatte sie umarmt, sie wieder gespürt, gestreichelt, auf den Hals geküsst, sie hatte aufgeschaut, ihr Gesicht ganz nah bei seinem, ihn auf den Mund geküsst, „armer Paps“ hineingelächelt. Er hatte ihren Kuss erwidert, auf den ach so blühenden Mund, und nicht mehr aufgehört, war immer fordernder geworden, hatte seine Hände wandern lassen, immer gieriger, bis sie ihn sanft, aber bestimmt zurückdrückte, „Lass gut sein, Paps“, murmelnd. Er starrte sie an, sie schlug die Augen nieder.

„Entschuldige, ich wollte nicht ...“, war hingestammelt von ihm, den Kopf ihr abgewandt. Und sie war großlos verschwunden.

Die ersten Tage danach hatten sie kaum miteinander sprechen und sich nicht anschauen können. Dann einmal noch, nach Wochen, hatte sie ihn gefragt, ob er böse auf sie sei. Nein, aber sie auf ihn, hatte er erstaunt gefragt.

„Ach was, Paps, ich lieb dich doch“, hatte sie gesagt mit ihrem koketten Grübchenlächeln. Die Erleichterung ließ ihn durchatmen.

„So lasst uns das Glas erheben auf dich, den großen Oberstaatsanwalt, den verständigen Kollegen und lieben Freund, auf dich, meinen und unseren Papá, auf den Gatten dieser wunderschönen Frau, die ich mit Stolz meine Mamá nennen darf, die ihrem Gatten immer den Rücken frei gehalten hat und die dafür gesorgt hat, dass du bei all deiner Arbeit auch noch Zeit für uns Kinder gefunden hast.“

Seine Hände waren so feucht, dass er glaubte, das Glas nicht halten zu können. Er kramte ungeschickt ein Taschentuch hervor und wischte sich über die Stirn. Er spürte den strafenden Seitenblick seiner Gattin. Die anderen schienen nichts zu merken. Sie hörten *Lutz* zu, der immer noch redete.

Vater und Tochter hatten ihre alte Vertrautheit im Gespräch wiedergefunden, aber nur da. Wenn sie ihn jetzt einmal umarmte, spürte er die Erregung jedes Mal wie einen Stromstoß, der ihn so durchzuckte, dass er zu zittern glaubte, nach dem er sich aber immer wieder unendlich sehnte. So stahl er sich Blicke auf Bauch und Busen, unbemerkt. Lauerte ihr auf, jagte nach der Beute der Berührungen, beim Zähneputzen im Bad, beim Sonnenbaden im Garten, beim Auskleiden abends in ihrem Zimmer. Nachts ließ er seinen Fantasien freien Lauf an sich selbst, einsam und schuldbeusst. Bis heute war das so. Er litt.

„Ich erinnere mich noch wie heute an das Leuchten deiner Augen, als meine Schwester Rebecca geboren wurde. Und dieses Strahlen hast du bis heute bei ihrem Anblick nicht verloren. Ich muss zugeben, dass mich das hier und da auch Mal mit Neid erfüllte. Doch die Liebe des Vaters zur Tochter ist eben eine zärtliche und zum Sohn eine helfende. „

„Was hatte *Lutz* da gesagt? Hatte er etwas bemerkt? Will er mich jetzt hier vor allen Leuten ...‘ Kein klarer Gedanke war mehr in ihm. Er spürte die Nässe der Angst unter seinen Achseln. Das Hemd klebte am Rücken. Er roch den Gestank seiner Panik. Das Haar lag klatschnass am Kopf.

„Hatte Rebecca nicht gesagt, sie wolle auch noch vor den Gästen sprechen? Irgendwas mit Überraschung? Will sie mich hier öffentlich hinrichten?‘

Panik ließ seine Hände flatterten wie kleine Vögel, die man kopfüber an den Füßen hält.

„Und, Papá, verstehe das nicht als Vorwurf, sondern als Zeichen eines besonderen Glücks, das ich dir zu genießen von Herzen gönne.

Ein Prosit, verbunden mit allen guten Wünschen für die nächsten fünfzig Jahre von mir, von uns, für dich, lieber Papá!“

Ein Brausen in seinen Ohren. Es wuchs und wuchs. Was war passiert? Die Gäste applaudierten, das war alles. Sie

prosteten ihm zu. Langsam fand er zu seiner Fassung zurück und erwiderte die Geste, ein um das andere Mal, wie eine Marionette. Das Klingeln eines Löffels an ein Glas ließ den Beifall verebben. Rebecca trat vor. Es war noch nicht vorbei. Sie ergriff das Wort:

„Lieber Paps, ich nenne dich auch heute so, obwohl wir nicht alleine sind. Ich will es kurz machen, mein großer Bruder hat schon großartig genug geredet. Von mir auch alle lieben Wünsche für die Zukunft. Und ...“

Jetzt wird sie mich an den Pranger stellen, vor aller Augen den Staatsanwalt der lüsternen Gier nach dem Körper seiner eigenen Tochter anklagen, von sexueller Belästigung, Nötigung und psychischer Qual sprechen.‘

„... dir meine Überraschung offenbaren. Zu unser beider Geburtstag lade ich dich ein mit mir die Reise anzutreten, nach der du dich immer gesehnt hast, die Reise nach Venedig. Mamá musst du nicht um Erlaubnis bitten. Alles ist schon geklärt. Sie interessiert sich ja eh nicht so für Kunstgeschichte. Ich freu mich darauf, Paps. Ich liebe dich!“

„Rebecca, mein Liebes, ich ... ich ... bin sprachlos vor Überraschung. Ich kann jetzt gar nichts sagen“, stammelte Herrmann.

Seine Tochter rannte in seine Arme, sie umfingen und hielten sich wie damals und früher und vor einem Jahr. Er spürte ihren Kuss auf seiner Wange und roch den Duft ihres Haars, als er sein Gesicht in ihrer Halsbeuge vergrub, und fühlte ihre Schenkel an den seinen und die alte Erregung und Sehnsucht und Sucht.

Die Gäste applaudierten gerührt. Sie lösten sich voneinander. Dann entschuldigte sich Herrmann, er wolle sich frisch machen vor dem Essen, während die Gäste Platz nahmen zum Diner.

Plötzlich war er ganz ruhig. Er ging hinauf in sein Arbeitszimmer, zog die Smokingjacke und das Hemd aus, streifte sich einen Pullover über und öffnete die alte Segelkiste. Er

nahm ein starkes Seil heraus und, als ob er es gestern noch getan hätte, schlug er geschickt den Henkersknoten.

Er spürte die Tränen angenehm über seine Wangen laufen.

Langsam stieg er die Treppe hinauf zum Dachboden.

„Venedig, nur mit dir!“, flüsterte er lächelnd.

Sie fanden ihn nach dem Dessert.

WINFRIED THAMM

LESEPROBE



HARRAS

der
feindliche
Freund



DER VERLAG

Harras
der feindliche Freund

Winfried Thamm

1. Auflage März 2012

©2012 OCM GmbH, Dortmund

Gestaltung, Satz und Herstellung:

OCM GmbH, Dortmund

Verlag:

OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-gmbh.de



Printed in Germany

ISBN 978-3-942672-06-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Für meinen guten und alten Freund Henner H.

„Merk: es gibt nur eines, das die Freundschaft noch mehr fördert:

Den Freund nie auf die Probe zu stellen, die Freundin nicht, niemand. Denn einer, der sein Leben lang einen Lederbeutel voller bunter Steine hütet, die er für Edelsteine hält, der ist reich. Auch, wenn es bunte Glasstückchen sind. Er darf nur den Beutel nicht aufmachen.

Gott erhalte uns die Freundschaft. Man möchte beinahe glauben, man sei nicht allein.“

Kaspar Hauser (Kurt Tucholsky)

Kapitel 1

8. Juli 2001

Liebe Leserin und lieber Leser, Sie sind genau so imaginär wie meine Geschichte real ist. Nur, weil es angenehmer für mich ist, Sie mir in Gedanken vorzustellen und so einen Ansprechpartner zu haben, gibt es Sie. Denn in Wahrheit schreibe ich die Geschichte für mich, für meinen Seelenfrieden, den ich wiederzufinden hoffe, indem ich den Abstand zu allem im Aufschreiben suche, Abstand von den Geschehnissen und besonders Abstand von Harras, dem Teufel.

Entschuldigen Sie, ich sollte mich erst einmal vorstellen: Mein Name ist Henning Wennemann, am 10.10.1958 geboren, also jetzt zweiundvierzig Jahre alt. Weitere Daten zu meiner Person später.

Ich befinde mich in einer sehr prekären Lage, einer Zwickmühle sozusagen. Ich kann weder vor noch zurück, ich bin bewegungslos, gefesselt, eingesperrt, nein, eher im Moment des Startschusses eingefroren, erstarrt, aber voll kinetischer Energie. Etwa so, wie die berühmte Darstellung des griechischen Diskuswerfers: Dieser hat in der extremen Drehung seines Körpers all seine physische Kraft, all seine mentale Energie und all seine mystische Verbundenheit mit dem Olymp konzentriert, um mit Körper, Geist und Seele im nächsten Augenblick in der Drehbewegung zu explodieren, um den Diskus herauszuschleudern, mit aller Macht. Und genau in diesem, so kurzen, aber so entscheidenden Moment hat der Künstler diese Pose in seiner Skulptur eingefroren, versteinert, ohne den Sportler zu fragen, wie er das aushält. So ähnlich geht es mir jetzt, wobei ich alles andere als ein Sportler bin und es mir noch weniger um den Diskuswurf geht.

Was mich hat versteinern lassen, liebe Leserin, lieber Leser, wird im Fortgang meiner Geschichte erst Stück für Stück offenbart werden. Und meine Energie, die in mir gefangen ist, taugt nicht gerade zu einem Diskurswurf, sondern eher zu einem Mord. Jetzt in diesem Augenblick möchte ich ihn töten. Ihn, meinen alten Freund und meinen neuen Feind: Harras.

Immer habe ich mir das gewünscht, erträumt sogar. Nicht das Töten, um Himmels Willen, sondern Zeit zu haben, eine Auszeit für mich. Jetzt habe ich den Salat. Und nie war ich weiter weg von diesem Gefühl, was man gemeinhin Glück nennt. Es ist, kurz gesagt, ein Dilemma, ein Desaster, eine Katastrophe.

Dass ich jetzt erst einmal all meiner beruflichen, familiären und andersgearteten Alltagspflichten entledigt bin, liegt daran, dass ich in einem Krankenzimmer in der Uniklinik Essen liege. Einzelzimmer mit Telefon, TV-Video-Kombination, Stereoanlage und Laptop mit Internetanschluss. Dieser Laptop ist mein Rettungsboot, das mich davon abhält, in abgrundtiefe Depressionen zu versinken oder in den unheilbaren Wahnsinn abzudriften. So hacke ich meine Geschichte in die Tastatur wie der Bergsteiger seinen Eispickel ins ewige Eis, um nicht abzurutschen auf dem glatten Gletscher meiner haltlosen Gegenwart.

Gott sei Dank bin ich privat versichert. Ich leide an Frakturen beider Oberschenkel, linksseitig spiralbruchartig verkompliziert, nebst diverser Rippenbrüche, Prellungen, Abschürfungen und Schnittwunden. Die ersten vier Wochen waren von Operationen und Schmerzen bestimmt. Jetzt geht es so leidlich, abgesehen von der Tatsache, dass ich für die nächsten sechs bis acht Wochen völlig bewegungsunfähig bin. Nicht

einmal aufstehen kann ich, um aufs Klo zu gehen oder mich zu waschen oder zu duschen. Meine Beine liegen in Plastilinschienenstreckverbänden an Seilzügen mit Stahlgewichten, die an ein Fitnessstudio für Frankenstein's Kreaturen erinnern. Das mit dieser Bettpfanne ist mir hochnotpeinlich, jedes Mal.

Wie kam es dazu? Bevor ich mich in weiterer Jammer ergehe, will ich jetzt mit der Geschichte beginnen, mit meiner Geschichte, die mein bisheriges Leben völlig auf den Kopf gestellt hat und vielleicht – das ist mir jetzt noch nicht klar – mein weiteres Leben bestimmen wird.

Kapitel 2

Mitte August 2000

Vor etwa einem Jahr flog mir eine Einladung zu einer Geburtstagsparty ins Haus. Zwei gute alte Freunde wollten ihren 44. Geburtstag gemeinsam feiern – wegen der Schnapszahl oder weil sie keine Lust hatten, noch sechs Jahre zu warten – und dazu viele Leute einladen: die üblichen Verwandten, derzeitige Freunde und Leute, die sie sehr lange nicht mehr getroffen hatten.

Ich ging allein hin, weil wir keinen Babysitter für unseren Sohn gefunden hatten. Und überhaupt hatte Helen, meine Frau, gemeint, sie würde sich bestimmt eher langweilen, wenn ich mit meinen alten Freunden über alte Zeiten plaudere.

Die Feier fand in der alten Rektoratsschule in Essen-Steele statt, die schon seit Jahren als das Steeler Kulturzentrum „Grend“ bekannt ist. Es war ein schöner Partysaal mit einer großen Theke, langen Tischen und einfachen Bänken, wunderbarem bunten Licht, einer kleinen Bühne, auf der eine Rock-Revival-Band ihre Anlage aufgebaut hatte und viel Platz vor der Bühne zum Tanzen. Ich traf gegen halb neun ein, gratulierte den beiden Freunden, überreichte Geschenke, nahm das obligatorische Sektglas zum Anstoßen auf weitere glückliche Lebensjahre entgegen und schaute mich um. Ich fühlte mich wohl, weil ich eine ganze Reihe von Leuten kannte und selbst meine Freunde nennen konnte, aber auch einige Menschen traf, die ich sehr lange nicht gesehen hatte. Ich kam mit ihnen ins Gespräch, erst oberflächlich, eher begrüßend, später auch näher, intensiver.

„Schön dich wiederzusehen.“

„Hey, du auch hier?“

„Ja, echt gut, viele lange Jahre nicht gesehen. Schau'n wir uns mal um.“

„Was machst du denn so?“

„Habe mich selbstständig gemacht, mit 'nem kleinen Fortbildungsinstitut.“

„Klasse.“

„Und du?“

„Bin letztes Jahr Schulleiter geworden, muss bildungsmäßig mal was bewegen.“

„Prima, klingt nach Karriere.“

„Ja, geht ganz gut. Hast du Familie, Kinder?“

„Ja, Helen, ist aber nicht mitgekommen, keine Betreuung für Karl, ist erst sieben.“

„Was, du hast ein Kind? Hätte ich dir gar nicht zuge-
traut, entschuldige.“

„Lass man, schon in Ordnung. Ja, Karl ist gut drauf.“

„Toll, interessant, echt super.“ ... und so fort.

Die Gattinnen meiner Freunde sprachen einleitende Worte und eröffneten das Büffet. Ich aß eine Kleinigkeit und hielt mich ansonsten eher ans Bier. Das ist für mich ein Getränk, das mich zwar stimuliert und mir Berührungängste nimmt, das ich aber fast grenzenlos trinken kann, ohne wirklich richtig betrunken zu werden.

So ging die Party dahin, mit vielen kleinen, schönen Begegnungen und auch längeren intensiveren Gesprächen. Man redete von alten Zeiten und von neuen Ereignissen, tauschte Telefonnummern oder E-Mail-Adressen aus, hatte Spaß.

Ich kam von der Toilette, es war so gegen halb zwölf, betrat den Vorraum des Festsaals, in dem die

Rockgruppe tobte und dachte noch, dass ich besser an den Stehtischen im Foyer bleibe, um zu schauen, wer mir sonst noch für einen netten Plausch über den Weg liefe, als in den vollen und dröhnenden Saal zurückzugehen. Dort war es mir zu laut für Gespräche und mein Bierkrug stand eh noch auf einem der Stehtische. Da öffnete sich die Tür zum Foyer und ein Mann trat ein:

Schwarzes, schütteres Haar, ausgemergeltes, blasses Gesicht mit schiefer Nase, krumme Beine in engen schwarzen Jeans, schwarzes T-Shirt unter einer abgewetzten, ehemals schwarzen Lederjacke. Ich erkannte ihn sofort. Sein etwas linkischer Blick zwischen Arroganz und Schüchternheit und sein schmaler Mund, irgendwo zwischen Lächeln und Grinsen, kühl und einnehmend zugleich, bestätigte mein sekunden-schnelles Wiedererkennen.

Er war es: Harras! Mein bester Freund, mein ärgster Feind, von damals, vor 20 Jahren. Eigentlich hieß er Hans-Joachim, aber seine Art hatte etwas von einem scharfen Schäferhund und sein Gesicht erinnerte an das eines mageren hässlichen Pferdes.

Ich hielt die Luft an. Das kann doch nicht wahr sein. Keiner meiner Gastgeber-Freunde hatte noch Kontakt zu ihm. Sie hatten zwar einige jugendliche Dummheiten und Abenteuer mit ihm erlebt, aber schließlich haben sie ihn für untragbar gehalten. Er war zu chaotisch, nicht berechenbar, manchmal peinlich und nicht vorzeigbar, selten angepasst und unauffällig, oft maßlos und noch häufiger betrunken, selten still und nachdenklich.

Wieso ist der hier?

Eine ungeheure Freude durchflutete mich, als hätte ich meine erste große Liebe wiedergesehen, und gleichzeitig schämte ich mich für diese Freude, als sei sie für mich und von mir selbst verboten. So hielt mich eine diffuse Scheu zurück vor diesem schwarz gekleideten Menschen, wie vor einer Gefahr. Und meine Freude war mir fremd.

Ich trank einen Schluck Bier, straffte meinen Körper, strich mir über die Schläfen, riss mich zusammen und ging dann doch auf ihn zu. Die Neugier hatte gesiegt.

In diesem Moment kam einer der Gastgeber auf ihn zu, begrüßte ihn eher erstaunt, drückte ihm ein Sektglas in die Hand, nahm ein Päckchen entgegen, tauschte ein paar Worte mit ihm und verließ ihn gleich wieder, schulterklopfend.

Er scheint nicht eingeladen zu sein, dachte ich. Was macht er hier?

Jetzt stand er da mit seinem Glas, etwas verloren. Ich ging auf ihn zu und sagte:

„Hey, Harras, ich glaub’ es nicht. Du hier? Ich wusste gar nicht, dass du zu Bernhard oder Benno noch Kontakt hast? Du bist ja echt die absolute Überraschung!“

Er stellte sich zu mir an einen der Stehtische, grinste verschmitzt und sagte:

„Tja, wusste ich auch nicht.“

„Wie?“

„Mein Anrufbeantworter hat mich eingeladen. Keine Ahnung, woher Benno meine Telefonnummer hat.“

„Was, wer, wie?“

„AN-RUF-BE-ANT-WOR-TER, neumodisches Gerät, kennst du nicht, oder wie? Hab nicht drauf geantwortet, weil ich nicht wusste, ob ich wirklich ...“

„Das alte arrogante Arschloch, wie früher. Mein Gott, ich freu' mich, dich zu sehen.“

„Du musst mich nicht Gott nennen, ich bin inkognito hier. Du darfst Harras zu mir sagen.“ Und wieder dieses alte, arrogante und geliebte Grinsen.

Anfangs umkreisten wir uns, tasteten uns ab wie im Boxring. Und dann erzählten wir die alten Geschichten von früher und tranken Bier und erzählten und tranken Bier ... Und bald, eher sehr bald, war die alte Kumpanei durch die alten Geschichten, die alte Nähe, nicht die alte Freundschaft, aber die alte Nähe wieder da.

Ich fühlte mich gut mit ihm, unheimlich gut, aber auch seltsam unheimlich. Es war ein ambivalentes Gefühl aus windiger Unentschlossenheit und erwartungsvoller Zurückhaltung, etwa so, wie nach dem ersten Telefongespräch und vor dem ersten Rendezvous mit einer Frau, auf dem Weg dorthin. Ich weiß nicht, ob Sie mir da jetzt folgen können? Was ging da ab, fragte ich mich. Ich wusste es nicht, aber ich ergab mich seiner schwarzen, überheblichen, krummbeinigen und pferdegesichtigen Faszination.

Kapitel 3

10. Juli 2001

Ich muss hier einmal meine Geschichte unterbrechen. Sie werden natürlich noch viel mehr über diesen Menschen, über diese „Erscheinung“ erfahren. Doch haben Sie ein wenig Geduld. Ich muss in diesem elendigen Krankenbett erheblich mehr Geduld aufbringen als Sie. Doch vorher sollten Sie mich erst ein wenig kennenlernen. Ich werde bald dreiundvierzig, habe einen wunderbaren, sieben Jahre alten Sohn namens Karl, führe oder führte – und das ist mir jetzt, ehrlich gesagt, selbst nicht mehr so klar – eine gute und normale Ehe mit einer bezaubernden Frau, eben der besagten Helen und habe oder hatte bis jetzt berufliche Erfolge mit meinem kleinen, aber expandierenden Unternehmensberaterbüro im Bereich Betriebsorganisation, Mitarbeitermotivation und Personalführung für mittlere Betriebe und soziale Träger. Ein kleines, aber frei stehendes Haus kann ich fast mein Eigen nennen, mit Garten und Baumhaus für den kleinen Karl. Ich habe mir einen gewissen Lebensstandard erarbeitet, der mir auch einmal etwas unbescheidenere Urlaubsreisen, gutes Essen und guten Wein erlaubt. Nur die Zeit war mein Problem. Ich hatte immer zu wenig davon. Jetzt habe ich sie, diese Zeit. Und deswegen spreche ich zu Ihnen aus dem Krankenhaus, in Gipsbeinen und Streckverbänden. Sie haben vielleicht keine Zeit, aber ich. Haben Sie Geduld.

Es ist ja gar nicht so, dass ich vorher, ohne dieses großzügige Zeitkontingent, unglücklich gewesen wäre, nein. Unglücklich bin ich jetzt.

In meiner zeitlosen Zeit habe ich mir immer gewünscht, Zeit zu haben über Grundsätzliches nach-

zudenken. Nicht über diese alltäglichen Organisationsfragen: Wer holt das Kind vom Fußballverein ab, wer geht einkaufen, wann bügeln meine Hemden, bereite ich meinen nächsten Vortrag vor, putze die Fenster, packe das Auto für den Urlaub, mache ich einen Termin für den Zahnarzt, für den Kinderarzt, für den Hausarzt, für den Tierarzt? Wer, wie, wo, mit wem, für wen, gegen wen und wann? Und nie hatte ich Zeit für die Warum-Fragen. Warum habe ich diesen Weg eingeschlagen? Gibt es Gründe dafür, dass ich verheiratet bin und einen Sohn habe oder ist es einfach so passiert? War es Helens Wunsch und ich konnte nicht Nein sagen? Früher empfand ich die Institution Ehe als Liebestöter des Spießbürgertums und Kinder waren für mich grundsätzlich in Ordnung, nur nicht für mich. Ich wollte keine, ich hatte fast Angst vor ihnen und ihrer Distanzlosigkeit. Bin ich eingeknickt oder umgefallen? Habe ich meine Grundsätze verraten? Nein, ich habe nur festgestellt, dass ich mich verändert habe und dass vieles viel relativer und subjektiver ist, als ich als junger „Linksalternativer“ (oder „Alternativlinker“?) zu erkennen fähig war. Jetzt habe ich die Zeit, darüber nachzudenken und komme doch nicht dazu, weil mich die Geschichte mit Harras nicht in Ruhe lässt. Harras hat mich verraten. Die Kränkung sitzt tief. Er herrscht immer noch über mich, meine Gedanken und meine Zeit. Und das passiert mir als Referent für Zeitmanagement. Ich trainiere angehende und ausübende Manager darauf, ihre Zeit effizient einzusetzen. Ich lasse sie Zeittabellen und Prioritätenlisten erstellen, bringe sie dazu, Blockzeiten durchzusetzen und Time-out-Planungen vorzunehmen. Ich sage ihnen, dass sie zeithart und zielorientiert sein

müssen, denn das ist das Wichtigste und teuerste, was sie haben, die Zeit. Sie dürfen nicht geliebt werden wollen, sondern müssen Leistung bringen, effizient sein. Für die Streicheleinheiten sind die Betriebsräte und die Vertrauensleute zuständig oder vielleicht ihre teuer bezahlten Therapeuten. Dafür verdienen sie ja auch genug.

Kapitel 4

11. Juli 2001

Jetzt noch einmal etwas zu Harras und mir:

Wir lernten uns auf dem Gymnasium kennen. Als er das zweite Mal sitzen blieb, kam er in meine Klasse, die Obersekunda, so hieß das damals. Zuerst fand er mich nur interessant, weil ich mit den „richtigen“ Leuten zusammen war. Es waren die, die Bier tranken, kifften, feierten, Unterricht schwänzten, gegen die Lehrer revoltierten, auf Demos gingen und sich wehrten. Das Politische war ihm immer gleichgültig gewesen, im Unterschied zu mir, aber das Aufmüpfige, das Unangepasste und das Ausgeflippte hatte ihm gefallen. Er machte auch die damalige Mode der langen Haare und der Che-Guevara-Parka nicht mit, wurde aber deswegen seltsamerweise von keinem kritisiert oder ausgeschlossen. Mein politisches Bewusstsein war damals eher von erzählter Kommunistenromantik über Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Sacco und Vanzetti, Ernesto Cardinal, Che Guevara und von einem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühl geprägt als von fundiertem Wissen über Marx, Engels und dem dialektischen Materialismus als Kritik am kapitalistischen System und von der Musik dieser Zeit natürlich, von Bob Dylan, Donovan, Joan Baez, den Stones und Beatles, Zappa und Pink Floyd und den Liedermachern mit ihrem naiven Sendungsbewusstsein. Es war für mich ein zeitgeistiges Phänomen aus Philosophie, antibürgerlichem Widerstand, sozialem Engagement und Hippiegefühl. Politisch gesehen war ich eher ein Mitläufer. Harras und mich verbanden die Gemeinsamkeit der philosophischen Gedankenexperimente, das Verlangen, anders zu sein und ..., nun ja: das Bier.

Und uns verband unsere gemeinsame Faszination an unseren Unterschiedlichkeiten: Er war ein Spieler, Schach und Poker, so selbstsicher, so arrogant, so kühl, so egoistisch, so belesen, so gescheit, so distanziert, so sprachgewandt, so chaotisch und so entwaffnend ehrlich. Und die Frauen liefen ihm nach. Mir nicht. Ich bemühte mich um sie, verliebte mich andauernd, ohne anzukommen, hing unerfüllten Lieben nach, traute mich nicht und wenn, dann ohne Selbstvertrauen. Ich wollte keinem Menschen wehtun, am wenigsten mir selbst, war hilfsbereit und geduldig, suchte Sicherheit und Anerkennung in Gruppen. Doch das war es nicht, was er an mir mochte. Denn das war nur Grund für ihn, sich besser zu fühlen. Doch ich konnte die Lieder von Dylan, Donovan und Cohen mit so einer Inbrunst spielen, als hätte ich sie selbst geschrieben. Ich war ziemlich fit auf dem Klavier und konnte bei zufälligen Treffen von Musikern, und die gab es damals reihenweise auf Feten, mit ihnen improvisieren. In meiner Jugend hingen überall Gitarren herum, nicht selten gab es in Kneipen oder bei Freunden zu Hause auch Klaviere. Ich konnte durch die Musik viel von mir geben. Meine Philosophie, mag sie auch noch so naiv gewesen sein, war sichtbar oder hörbar in Liedern und Tönen. Ich konnte weinen am Klavier und schreien in meinen Liedern. Harras hatte überhaupt keine Ahnung von Musik. Da bekam er glänzende Augen, da bewunderte er mich.

Kapitel 5

Mitte August 2000

Zurück zum Fest:

Die fast erwachsenen Kinder der Gastgeber machten auf der Geburtstagsfete den Service.

„Jan bringst du uns bitte zwei große Pils.“

„Du scheinst die Leute hier gut zu kennen“, bemerkte Harras und sein aufmerksamer Blick wanderte über die Gäste.

„Geht so. Ich bin froh, mir endlich die Namen der Kinder von Bernhard und Benno gemerkt zu haben. Was treibt dich hier hin und was machst du eigentlich? Wie geht es dir denn überhaupt?“ Ich wollte gleich alles auf einmal wissen.

Harras bremste mich aus:

„Erstens, die Neugier, zweitens, mal dies mal das, drittens, ich kann nicht klagen. Aber bitte, nicht weiter so in diesem Interviewstil. Lass uns von früher reden. Heute ist mir nach Weißt-du-noch-damals-Geschichten, okay?!“

„Kein Problem.“ Ich hatte schon verstanden. Mit ihm konnte ich nicht so, wie mit einigen anderen, die ich lange nicht gesehen hatte, da anknüpfen, wo wir jetzt stehen. Es brauchte die Vergangenheit, nur die Vergangenheit, erst einmal.

Das Bier kam. Wir prosteten uns zu, grinsten beide unbeholfen und tranken.

Pause.

Schweigen.

Ich schaute auf ein Plakat an der Wand, er auf den vollen Aschenbecher.

„Du warst der Erste mit einem Auto in der Klasse“, begann ich unsicher.

„Ja, das war echt wichtig. Mein altes blaues Baby, dieser Kadett B“, biss er an.

„Weißt du noch, als wir damals nachts zum Baggersee nach Kirchhellen gefahren sind?“

Oh, Mann, wenn er darauf nicht anspringt, muss ich gehen.

„Ja, das war geil. Ich bin gefahren, du hast gelenkt, ich hab mit Hugo, der auf dem Rücksitz saß, Schach gespielt, und wir waren alle blau. Und Anna war noch dabei. Die zeterte so rum, wegen Unfallgefahr und so.“ Er grinste breit.

„Es war stockdunkel am Baggersee. Wir haben uns die Arme, Beine und die Gesichter an den Büschen blutig gekratzt und sahen aus wie die Kannibalen. Und dann sind wir mitten in der Nacht schwimmen gegangen, nackt im Baggersee. Das war schon wahnsinnig, das hatte was“, spann ich den Faden weiter.

„Ja, und du hast dich erst noch geniert, dich ausziehen, weil Anna dabei war. Mein Gott warst du verklemmt. Bist du immer noch so katholisch?“

„Nee, lass mal, das hat sich gelegt.“

Wir bestellten frisches Bier, es kam auch prompt.

Wir tranken.

„Und weißt du noch, wie wir die Kiste Bier in diese Studentenkneipe reingeschmuggelt haben? Wie hieß der Laden noch?“ machte ich weiter.

„Tu nicht so, als wüsstest du den Namen nicht mehr. Das URS war's, am Wasserturm in Huttrop. Und geschmuggelt war auch übertrieben. Wir haben einfach deinen alten Che-Parka drübergelegt, sind am Türsteher vorbei und haben den ganzen Tisch freigehalten. Das war nicht schlecht.“

Wieder dieses schiefe Grinsen.

Wir tranken.

„Dann hast du immer im Auto so tierisch laut und extrem falsch gesungen. Mein Gott war das schrecklich. Und als ich dir dann sagte, du solltest endlich mal aufhören mit dem Geheule, hast du eine Vollbremsung gemacht, dass ich mir in den alten Gurten – Automatik: Nein danke – fast das Schlüsselbein ramponiert hätte und hast mich aus dem Auto geworfen. Du warst früher schon ein exzentrischer Vogel.“

„Das hattest du auch verdient, das war meine kleine Rache. Erstens wusstest du nämlich genau, dass ich unmusikalisch bin und so gerne Musik gemacht hätte und zweitens habe ich dich ja dann wieder eingesammelt.“

Jetzt war sein Grinsen eher verlegen und sein Blick ging nach unten. Wir tranken und rauchten. Dann machte er weiter:

„Dafür hattest du das mit den Mädels ja überhaupt nicht raus. Wenn du wüsstest, wie viele Tussis dich wegen deiner Musik, deinen Weltverbesserungsliedern und deiner sanften Stimme angehimmelt haben. Aber du hast das überhaupt nicht gemerkt und dich immer in die Falschen verguckt. Selbst die hast du nur aus der Entfernung angestarrt, nicht mal ordentlich angebaggert, sondern platonisch angeschmachtet und dir nachts allein einen runtergeholt.“

Er lachte lauthals auf. Mir blieb das Lachen im Hals stecken.

„Ja, stimmt. Du Arschloch. Du bist echt noch so übel drauf wie früher.“

Ich spürte wieder den Feind in ihm.

Ein Friedensangebot meinerseits: „Mit den Mädels hattest du überhaupt keine Probleme. Du warst immer

so arrogant und selbstbewusst, dass sie dir nur so zuflogen. Das habe ich nie verstanden. Manchmal hatte ich den Eindruck, sie suchten deine Demütigungen.“

„Ich habe die Frauen nicht erfunden. Warum sie so sind, dafür kann ich nichts. Ich kann halt Liebe nur und sonst gar nichts“, sang er schräg, wie immer.

Er schaute dabei so pseudo-unschuldig und charmant, dass ich es schon fast wieder verstand.

„Und du hast dann die Ulli angemacht, obwohl du wusstest, wie unsterblich ich in sie verliebt war, du Sausack. Aber lang ist's her, Schwamm drüber.“

„Ich wollte dir nur mal zeigen, wie einfach das ist. Es war eine Lektion, mehr nicht. Aber du mit deinen katholisch verklebten Augen hast das nicht verstanden. Klappt es denn jetzt besser mit dir und den Frauen?“

Ich stellte die Ohren auf. Ob wir in diesem Augenblick die Kurve zur Gegenwart kriegten? Denn es interessierte mich schon, was der jetzige Harras so machte.

„Du kannst beruhigt sein, ich brauche keine neuen Nachhilfestunden mit dem Holzhammer von dir. Ich habe nach langem Suchen und Ausprobieren eine wunderbare Frau gefunden, die ich vor sieben Jahren geheiratet habe. Und wir haben einen siebenjährigen Sohn zusammen, den kleinen Karl. Danke, es geht mir gut.“ Ich sah ihn stolz an.

„Ja, so was Ähnliches hab' ich mir gedacht. Also doch nichts dazugelernt.“ Er lachte lauthals seine Hyänenlache und stieß mit mir an.

„Prost, du alter Biedermann.“

„Prost, du altes, arrogantes Arschloch.“

Wir tranken.

„Und wie geht es dir mit den Frauen?“, forschte ich nach.

„Ich war und bin ein Jäger. Die Jagd an sich ist spannend. Das Balzen und Turteln und Lügen und Machen. Und das Erlegen. Der Fick. Danach ist tote Hose. Herz, nein danke. Ach, weißt du, Anna, die hatte was, was ich bei keiner wiedergefunden habe. Dass ich die habe sausen lassen, war ein großer Fehler. Der Leichtsinn der Jugend. Ansonsten, die Liebe ist ein Ideal. Und jede Frau hat nur einen kleinen Teil dieses Ideals in sich. Keine kommt da nur annähernd dran. Ich sammle diese Teile wie ein Puzzle, ich bin ein Neandertaler, wenn du verstehst. Am liebsten raube ich sie aus den Armen anderer Männer, vorzugsweise Piraten. Das ist geil und ziemlich spannend. Das mit der Kleinfamilienidylle wäre nichts für mich. Die Gattin ficken und dabei an andere heiße Teile denken, nee.“

„Du bist und bleibst der Typ der diabolischen Nachsätze.“

„Komm, jetzt frag schon, was ich beruflich mache, womit ich meine Brötchen verdiene. Dann haben wir's hinter uns.“ Und wieder dieses Grinsen.

„Genau, das wäre die nächste Frage gewesen. Jetzt sag schon.“ Ich fühlte mich durchschaut. Der alte Seher war er auch immer noch.

„Ich verdiene mein Geld als Geier. Mit guten Drähten zu Banken, Steuerbehörden und anderen wichtigen Leuten. Auch das Internet ist da eine große Hilfe. Ich kaufe Immobilien von Leuten, die schlecht bei Kasse sind, billig auf und verhökere sie teuer an Leute, die Geld haben. Vorher lasse ich diese Objekte optisch gut durchrenovieren. Ich kenne da so 'n paar Polen, die das preiswert hinkriegen, und dann gehen sie weg wie warme Semmeln. Ich arbeite zu Hause nur mit PC, Internet und Telefon. Hier und da bin ich zu

Hausbesichtigungen auch mal unterwegs. Wenn ich das nicht täte, täte es ein anderer. Tātātātātä.“ Sein Grinsen war keineswegs schuldbewusst. „Und du? Um dieses langweilige Thema abzuschließen.“

„Du nimmst es von den Loosern, ich nehme es von den Aufstrebenden. Für Betriebsleiter mittelgroßer Firmen, Manager der mittleren Ebene und Geschäftsführer sozialer Einrichtungen führe ich Seminare durch zu Zeitmanagement, Qualitätssicherung und Personalführung. Ich habe ein kleines Büro mit fünf Mitarbeitern in der Schulung und einer Sekretärin. Das läuft ganz gut. Du bist der Leichenfledderer und ich der Geburtshelfer, siehste.“ Ich grinste hämisch.

„Prost, du guter Mensch von Sezuan. Du machst dir doch nichts vor, oder?“

„Nein, an unseren alten Maßstäben gemessen sind wir beide auf der falschen Seite gelandet.“

„Nicht an unseren, an deinen Maßstäben gemessen, achte drauf. Damit bist du das Schwein.“

„Prost, auf mich, das Schwein und auf dich, den Satan.“ Wir lachten und tranken und erzählten wieder von früher und damals. An diesem Abend war auch das Gefühl von alter, unerschütterlicher Freundschaft wieder da. Schließlich gab ich ihm meine Visitenkarte, wir bestätigten uns gegenseitig einen netten Abend und er versprach, sich bald zu melden. Als ich das Fest verließ, so gegen halb vier, war ich ziemlich betrunken.